

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

16. (7. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

## 16. (7. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Januar 1901, abends 7½ Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses  
Matthäikirch-Strasse 20/21.

Vorsitzender: Herr Geh.-Reg.-Rat Friedel. (Von demselben rühren die Mitteilungen unter 3 bis 12 her.)

1. Der Vorsitzende begrüsst die Mitglieder, Gönner und Freunde in der ersten ordentlichen Sitzung zum neuen Jahr 1901 und diejenigen, welche trotz amtlicher Anordnung den Beginn des 20. Jahrhunderts erst am 1. Januar 1901 gelten lassen, gleichzeitig auch zum neuen Jahrhundert in der Hoffnung, dass dieser chronologische Streit, wenn er auch nicht allgültig entschieden sei, doch vorläufig, d. h. 99 bzw. 100 Jahre ruhen werde.\*)

\*) Für die Zähigkeit der Berliner Volksanschauung sei festgestellt, dass zum 1. Januar 1901 eine Menge — auch gedruckter — Neujahrswünsche als zum Jahrhundertwechsel ausgegeben sind. Da in anderen Ländern deutscher Zunge überhaupt, auch amtlich, der Jahrhundertswechsel erst zum 1. Januar 1901 stattgefunden hat und die Berliner Industrie nach diesen Ländern Glückwunschkarten absetzt, so sind für den Export viele dergleichen Karten zum 1. Januar 1901 als zum Jahrhundertwechsel ausgestattet worden. — Auch die Volksdichtung hat sich des Streits vielfältig bemächtigt und führen wir des Beispiels halber zwei Verse von Uneinverstandenen an. Der eine vom Sylvesterabend 1899 sagt:

„Und ob Ihr auch Euch wundert,  
Noch lang ist's Zeit, — ich mein's:  
Für mich schliesst das Jahrhundert  
Mit Neunzehnhunderteins.“

Ein anderer vom Sylvesterabend 1900 lautet mit Travestie der bekannten Schillerschen Verse:

„Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige,  
Stehst du mit grossem Stolz und Selbstgenüfung  
Zum zweitenmal an des Jahrhunderts Neige!  
Im Vorjahr war's nur preussische Verfügung.“

2. Auch der Zweihundertjahr-Feier des Königreichs Preussen gedachte der Vorsitzende noch einmal unter Hinweis auf die Versammlung am 19. d. M. und die Sonder-Ausstellung des Märkischen Provinzial-Museums, sowie auf den Hauptvortrag des heutigen Abends.\*)

Auch der Heilige Vater und mit ihm die gesamte katholische Kirche lässt das neue Jahrhundert erst mit 1901 beginnen. Hierzu hat Leo XIII ein Carmen saeculare gedichtet, das den Titel trägt: „Jesus Christus der Schutzherr des neuen ahrhunderts“ und das mit den Strophen beginnt:

„Cultrix bonarum nobilis artium  
Decedit aetas: publica commoda,  
Viresque naturae resectas,  
Quisquis avet, memoret canendo.  
Saecli occidentis me vehementius  
Admissa tangunt; haec doleo et fremo.  
Pro! quot, retrorsum conspicatus,  
Dedecorum monumenta cerno.“

Zu Deutsch:

Die Zeit, die Geistesschätze in Ehren hielt,  
Geht nun zu Ende. Leichtere Daseinsart  
Und der Natur enthüllte Kräfte  
Möge, wer will, fortan besingen.

Was uns gebracht das scheidende Säculum,  
Seh ich mit Schmerz, mit Zittern und Zagen an,  
Rückblickend ruht der Blick, o Jammer,  
Auf einem Heer von Schändlichkeiten.“

Eine rechnerische Prüfung der Jahrhundertsfrage findet sich in der Nummer 5 der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift Berlin, Januar 1901, vom Professor Dr. Wilhelm Förster, der sich natürlich für den 1. Januar 1901 ausspricht. Mit diesen Einzelheiten möge der „Jahrhundertstreit“ für uns zu Ende sein.

\*) Erwähnt sei noch, dass auch die Feldzeichen des preussischen Heeres am 18. d. M. eine Doppeljahrhundert-Feier begingen. Im Preussenliede heisst es: „Die Fahne weht mir weiss und schwarz voran.“ Am 18. sind es 200 Jahre gewesen, seit Preussens Fahnen in diesen Farben voranwehen. Seit dem 18. Januar 1701, seit der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum Könige in Preussen, sind die Feldzeichen des preussischen Heeres in Schwarz und Weiss, den Farben des ehemaligen souveränen Herzogtums Preussen, gehalten. Gleichzeitig wurde bestimmt, dass die Schärpen der Offiziere in Silber und schwarzer Seide ausgeführt werden sollten. Unter dem Grossen Kurfürsten besaßen die Fahnen ein sehr mannigfaches Aussehen. Sie durften jede beliebige Farbe aufweisen; nur die grüne war verboten. Grün ist bei den Türken die Fahne des Propheten, und gegen die Türken haben die Brandenburger damals in mancher Schlacht gefochten. Wahrscheinlich ist das Verbot der grünen Farbe darauf zurückzuführen. Die Fahnen waren auch mit Sinnbildern und Wahrzeichen geschmückt. Das Infanterie-Regiment Nr. 2, das jetzige Grenadier-Regiment Nr. 1, das bis vor wenigen Jahren für das älteste Regiment der jetzigen preussischen Armee galt, führte unter dem Grossen Kurfürsten schwarze Fahnen mit einem roten Adler. Dagegen war die Leibfahne weiss und ihr Schmuck ein schwarzer Adler. Friedrich I. war es, der über die Herstellung und das Aussehen der Fahnen bestimmte Vorschriften erliess, und merkwürdig ist es, dass der Fürst, dessen Prachtliebe sonst

3. Durch den unvermuteten Tod unseres langjährigen Ersten Vorsitzenden, dann Ehrenmitgliedes, Oberbürgermeister a. D. Robert Zelle hat unsere Brandenburgia einen schweren Verlust erlitten. Viele unserer Mitglieder sahen den rüstigen, lebensfrohen Mann noch ganz in seiner altgewohnten Art bei der Bestattungsfeier des Bürgermeisters Brinkmann am 12. d. M. Niemand ahnte, dass unsern Zelle sobald nachher am 25. d. Mts. in Folge einer tückischen Lungenentzündung der Tod ereilen sollte.

Es ist nicht die Stelle hier, Zelles kommunale Verdienste, seine Verdienste um Berlin und die Berliner zu rühmen; in dieser Beziehung kann man von ihm das schöne Wort anwenden, welches der Königsberger Stadtrat Schaff dem verewigten Bürgermeister Brinkmann in die Gruft nachrief: „Er war nicht nur ein Meister, sondern vielmehr ein Freund der Bürger.“

Wie man in den höchsten Kreisen über Zelle dachte, geht aus der Kundgebung Sr. Majestät des Kaisers und Königs hervor, der im Jahre 1892 noch an dem Tage der Wahl zum Oberbürgermeister an Zelle folgendes Glückwunsch-Telegramm richtete: „Spreche meinen Glückwunsch zur Wahl aus, die ich um so freudiger bestätige, als ich weiss, wie sehr Ihnen das Wohl meiner Residenzstadt am Herzen liegt. Ich hoffe, Sie recht lange an der Stelle zu sehen und mit ihnen manches Werk zur Verschönerung Berlins und zu seiner Fortentwicklung durchzuführen. Ihre treuen Gesinnungen gegen mich und mein Haus wohl kennend, bin ich der Überzeugung, die Wahl konnte keinen Besseren und Geeigneteren treffen.“

Über den Lebensgang des Dahingeschiedenen sei Folgendes erwähnt:

Robert Zelle war am 19. September 1829 zu Berlin geboren. Er besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster, studierte von Ostern 1848 bis Ostern 1851 Rechts- und Staats-Wissenschaften zu Bonn und Berlin, machte 1851 das Auskultator-, 1853 das Referendar-, 1856 das Assessor-Examen in der Hauptstadt und wurde 1861 zum Berliner Stadtrat erwählt, 1862 wurde er Stadtsyndikus, 1891, nach Dunckers Tode, Bürgermeister und 1892, obwohl seine Wahl zum Oberbürgermeister von Stettin nicht bestätigt worden war, Oberbürgermeister von Berlin. Am 25. März 1898 zeigte Zelle dem Magistrat an, dass er zum 1. Oktober sein Amt niederzulegen wünsche. Dem Abgeordnetenhaus gehörte er als Mitglied der Fortschrittspartei seit 1873, zuerst für den zweiten

unbegrenzt war, hier den Grundsätzen der Einfachheit huldigte. Erwähnt sei noch, dass früher, wenn Regimenter nach Beendigung eines Feldzuges aufgelöst wurden, ihre Fahnen der Vernichtung anheimfielen. Die Gepflogenheit, solche Fahnen aufzubewahren, datiert erst von 1680, so dass ältere Feldzeichen zu den grössten Seltenheiten zählen würden.

Berliner Wahlkreis, später infolge von Doppelwahlen für Zauch-Belzig, dann für Breslau und zuletzt wieder für den zweiten Wahlkreis von Berlin an. Nach seiner Berufung zum Bürgermeister legte Zelle das Mandat nieder, um sich ganz der Gemeindearbeit zu widmen. Als Oberbürgermeister hat er Berlin im Herrenhause vertreten. Auch schriftstellerisch hat sich Zelle mehrfach bethätigt, insbesondere durch seine Ausgabe der Städteordnung und sein Handbuch des öffentlichen und Privatrechts, Werke, die in mehreren Auflagen erschienen sind.

Nach seiner Amtsniederlegung ging Zelle seinen Lieblingsneigungen in Kunst und Wissenschaft nach und hielt sich auf Reisen, die ihn bis in den Orient führten, längere Zeit auf. Gestorben ist Zelle auf der Besitzung seines Schwiegersohns, Rittergütsbesitzer Lessing in Meseberg bei Gransee, jenem am Huvenow-See belegenen, 1738 und 1739 vom Grafen Wartensleben mit grosser Pracht erbauten Schloss, welches im Jahre 1774 der Günstling des Prinzen Heinrich, Bruder Friedrichs des Grossen, der Major Christian Ludwig von Kaphengst bezog. Theodor Fontane (Die Grafschaft Ruppin. 2. Aufl. Berlin 1865 S. 160—167) hat die interessante, aber tolle Wirtschaft, welche damals zu Meseberg geführt wurde, mit seiner gewohnten, geistreichen Médisance geschildert.

Der Vorstand hat ein Beileidsschreiben an die Angehörigen gerichtet und einen Nachruf in Zelles Lieblingsorgan der Vossischen Zeitung veröffentlicht. An der Trauerfeier im Rathaus am 28. nahm eine Deputation des Vorstandes und Ausschusses der Brandenburgia unter Überreichung eines prächtigen Kranzes mit Widmungsschleife teil. Zelles Andenken wird von uns allzeit in Ehren gehalten werden. — Zur Bekräftigung dessen erhob sich die Versammlung von den Sitzen.

4. Hundertjährige Jubelfeier der Armenspeisungs-Anstalt zu Berlin. Um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert wurde mit besonderer Rücksicht auf dieselbe\*) durch den Berliner Stadtrat Dracke im Verein mit dem Zeug-Kapitän Buddée und andern Wohlthätern eine Stiftung begründet, welche die unentgeltliche Speisung Armer in den Wintermonaten bezweckte. Am 23. Dezember 1800 trat die Armenspeisung mit zwei Küchen ins Leben, einer im Ansbachschen Palais, Wilhelmstrasse (jetzt Palais des Prinzen Albrecht), und einer in der Sophien-Kirchgasse (jetzt Sophienstrasse). Die erste Abspeisung dauerte 97 Tage, vom 23. Dezember 1800 bis 1. April 1801 und es wurden täglich 100 Arme mit im Jahr 8248 Portionen (1 Quart) nahrhafter Suppe, zunächst ohne Fleischbeigabe erquickt. 1811 wurden Erbsen-, Linsen-, Hirse-, Grütz- und Graupen-Suppen zubereitet, wobei erforderlich waren zu je 500 Portionen oder Quart:

\*) Selbstverständlich hat man auch bei dieser Gelegenheit seiner Zeit den Anfang des neuen Jahrhunderts auf die Zahl 1, d. h. auf 1801 normiert.

1. 18 Mtz. Graupe, oder
2. 2 Scheffel 4 Mtz. Linsen, oder
3. 2 „ 4 „ „ oder
4. 1 „ 5 „ Buchweizengrütze, oder
5. 2 „ 4 „ Hirse.

Eine Portion (Quart) Suppe wog  $2\frac{1}{2}$  Pfd. und kostete  $4\frac{1}{6}$  Pf. Dazu auf 500 Quart 3 Pfd. Butter und Fett, sowie 7 Pfd. Salz, nur zu Linsensuppe wurden  $3\frac{1}{2}$  Pfd. Butter und 7 Pfd. Salz hinzugefügt. — Fleisch ist erst seit dem Cholerajahr 1831 hinzugefügt worden. Jetzt existieren 15 derartige Anstalten meist im Norden und Osten der Stadt. Die Steigerung der Portionenzahl ist natürlich eine bedeutende geworden von 1800/1801: 8 248, auf 517 520 im Winter 1898/99. Danach ist ein gewisser Rückgang festzustellen, da bereits 1891/1892 751 180 und 1892 bis 1893 751 190 Portionen verteilt wurden. Seit 1863/1864 zahlt die Stadtgemeinde Berlin einen regelmässigen Zuschuss, welcher zur Zeit 40 000 Mark beträgt. Das Büchlein, welches ich heute vorlege: „Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier der Armen-Speisungs-Anstalt“ enthält beachtenswerte Hinweise in kultur- und ortsgeschichtlicher Hinsicht. Die Jubelfeier fand gleichzeitig in allen 15 Lokalen am 23. Dezember 1900 statt.

5. Der Vorsitzende macht auf die interessanten Veröffentlichungen der XXXI. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Halle a. S. im Jahre 1900, insbesondere auf die Erörterung über die Stammesfrage der Wenden aufmerksam. Mit den slavischen Rassentypen, welche die Brandenburgia wegen unserer vorgeschichtlichen wendischen Bevölkerung lebhaft interessieren, beschäftigte sich der Deutsche Anthropologen-Kongress in seiner zweiten Sitzung am 26. September 1900 eingehend, indem der Altmeister der deutschen Anthropologen, unser Rudolf Virchow, über das Erscheinen der Slaven in Deutschland redete. Virchow sprach von vornherein sein Bedauern darüber aus, dass deutsche sowohl wie slavische Schriftsteller die Frage mit Präjudiz und in beschränktem Sinne zu beantworten gesucht haben. Seit Jahrzehnten beschäftigt sich Virchow mit diesem verwickelten Problem. Fragt man, wie denn die Slaven früher waren, so versucht man darauf aus der Betrachtung der Haut- und der Haarfarbe und der Beschaffenheit der Schädel eine Antwort zu erhalten. Hierbei ergibt sich nun folgendes: Je weiter wir von Berlin aus südlich nach Sachsen und dem Erzgebirge gelangen, desto grösser wird die Zahl der Brünetten und der Menschen mit dunklen, feurigen Augen, die bei den Südslaven, den Kroaten und Serben heute vorherrschen. Diese Thatsache ist schon für das 12. Jahrhundert durch den Reisebericht eines arabischen Arztes belegt, der von Cordova nach Norddeutschland reiste. Bei den Finnen besteht das umgekehrte Verhältniss. Die nörd-

lichen Finnen und Lappen sind dunkel, während die Südfinnen blond sind. Auch bei den Slaven in Hinterpommern und Nordpommern überwiegen die Blondinen. Danach scheint der rein physische Standpunkt eine Klassifizierung der Slaven und deren Abgrenzung nicht möglich zu machen, denn die Untersuchung der Schädel führt zu einem ähnlichen negativen Resultat. Virchow fasste seine Darlegungen dahin zusammen, dass es kein einziges Merkmal gebe, auch nicht zwei, die ausreichend wären, um mit Bestimmtheit zu sagen, seit dieser Zeit sind die Slaven in diesen bestimmten Grenzen in Deutschland. Man muss vielmehr erst die Chronologie feststellen und dann die Stämme begrenzen. Die Untersuchung ergibt, dass eine Aufeinanderfolge von Einwanderungen anzunehmen ist. Von Cettinje bis nach Moskau sitzen die Slaven aber in zum Teil parallel, zum Teil fächerartig angeordneten Zonen. An einzelnen Stellen nun sind diese Zonen durchbrochen worden, wie im hannoverschen Wendland, wo noch jetzt slavische Dörfer zwischen germanischen Distrikten vorkommen. Die Slaven sind vom Osten über die Elbe gekommen und haben — Zeugnis dafür sind die Gräberfelder bei Naumburg — längs der Saale bei Halle einen Vorstoss bis an den Harz hin gemacht. Auch vom Fichtelgebirge sind sie in den Maingau und nach Mittelfranken und in zerstreuten Zügen nach Schwaben vorgezogen. Noch heute ist die Verschiedenheit der Dorfanlagen beider Stämme deutlich erkennbar. Dagegen hat Virchow bisher nicht erkannt, was ein slavischer oder was ein germanischer Schädel ist. Es scheint zu einer Zeit schon eine Vermischung beider Stämme eingetreten zu sein, für die wir sonst keinen Anhalt besitzen. In der sich anschliessenden sehr lebhaften Diskussion legte Professor Montelius (Stockholm) seine Ansicht nochmals dahin fest: bis zum Jahre 300 n. Chr. finden wir aus den Resten eine übereinstimmende Kultur in Skandinavien und in Norddeutschland, und daher muss bis zu diesem Zeitpunkt in beiden Gebieten dasselbe, d. h. ein nordgermanisches Volk gelebt haben. Nach dieser Zeit ist das Land nicht, wie Virchow annahm, leer gewesen, vielmehr seien die Slaven allmählich dahin eingewandert. — Also auch auf diesem gelehrten Kongress wieder der alte, leidige Streit, ob die Germanen in den Ländern, welche später von den Wenden besiedelt wurden, gänzlich, sozusagen mit Kind und Kegel, ausgewandert seien, so dass die allmählich vordringenden Slaven ein völlig menschenleeres Land vorfinden.

Ich habe mich wiederholt gegen diese Annahme aussprechen müssen. Die Geschichte kennt kein Beispiel, dass grosse Völkermassen der Art, dass überhaupt kein Rückstand daheim bleibt, ausgewandert sind. Es wäre das gänzlich gegen die gesicherten Erfahrungen der Völkerpsychologie. Fast überall werden einzelne germanische Familien und Sippschaften, die besondere Anhänglichkeit am altväterlichen Grund

und Boden, d. h. echtes Heimatgefühl besaßen, ferner auch ältere und schwächere Personen mit ihrem Anhang, die nicht die Lust und die Fähigkeit zu weiten, meist kriegerischen Wanderzügen hatten, zurückgeblieben sein. Diese Elemente sind alsdann allerdings slavisiert worden, aber nur oberflächlich, wie die gründliche und schnelle Regermanisierung seit 900 n. Chr. sattsam lehrt. Für das Fortleben germanischer Stammesteile auf den von den Wenden besetzten Gebieten sprechen ferner auch die daselbst erhaltenen, genau geographisch abgegrenzten deutschen Dialekte, wie Wilhelm Schwartz überzeugend dargethan hat. Ebenso die durch die Slavenperiode bis zur christlichen Verdeutschung des Wendlands erhaltenen Ortsnamen und die teilweise ebenfalls nach Gaugrenzen gesonderten germanischen Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche.

Der Streit ist auch recht überflüssig, denn schliesslich machen auch die Gegner nach den bezeichneten Richtungen, namentlich wenn man mit den Herren mündlich verhandelt, nicht unerhebliche Zugeständnisse. Es gilt schliesslich mehr einen Streit um das Quantum des erhalten gebliebenen urgermanischen Residuums; man nehme mir's nicht übel: mit andern Worten, es handelt sich hier mehr um Rechthaberei oder um den bekannten Streit um des Kaisers Bart.

6. Ein Werk über die Rechtsprechung des Brandenburgischen Schöffenchuhls ist in erfreulich nahe Aussicht gestellt.

Der Präsident der Justizprüfungs-Kommission, Wirkliche Geheime Rat Dr. Stölzel, hat gelegentlich der Bearbeitung einer Schrift über Brandenburg-Preussische Rechtsverwaltung Ende der 1880er Jahre in Erfahrung gebracht, dass das Amtsgericht und der Magistrat zu Brandenburg a. H. gemeinsam in 108 Folio-Bänden Akten mit etwa 15 000 Sprüchen des ehemaligen dortigen Schöffenchuhls, einst des ältesten Hauptgerichtes der Mark, aus der Zeit von 1432 bis 1806 besitzen.

In diesen Akten ist ein überaus reiches Material für die märkische Spezialgeschichte, namentlich für eine Geschichte des genannten Schöffenchuhls und überhaupt der deutschen Rechtsprechung enthalten, in einer Vollständigkeit, wie sie sich kaum irgendwo sonst in Preussen finden lassen dürfte. Der Obengenannte hat darum schon vor Jahren den Entschluss gefasst, sich der Bearbeitung dieses Materials zu widmen. Der Justizminister im Verein mit dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten und der Minister des Innern haben dem Unternehmen dadurch eine wesentliche Förderung zu Teil werden lassen, dass die märkischen Stadtmagistrate und die beteiligten Staatsarchive veranlasst worden sind, thunlichst hilfreiche Hand zu leisten.

Die Durchsicht und Excerptierung der 108 Folianten naht jetzt ihrem Ende. Während dieser Durchsicht hat sich der Plan der in Aussicht zu nehmenden Veröffentlichung vorläufig dahin gestaltet, den überreichen Stoff in einer auf zwei starke Bände berechneten Geschichte

der „Entwicklung der gelehrten Rechtsprechung auf Grundlage der Akten des Brandenburgischen Schöffensstuhl („1432—1812“)“ zusammenzufassen, wofür ein Verleger bereits gefunden und von dem Minister der geistlichen etc. Angelegenheiten eine Beisteuer zu den Druckkosten bewilligt ist.

Den Wert dieser Publikation würde es aber bedeutend erhöhen, wenn ihr die für die Geschichte der Mark besonders wichtigen, überaus zahlreichen Urkunden, die abschriftlich Teile der Schöffensstuhl-Akten sind, in einem Urkundenbuche beigegeben werden könnten. Diese Urkunden dürfen wohl nahezu sämtlich als noch unbekannt bezeichnet werden. Sie sind von den Prozess-Parteien als die Grundlagen der gestellten Rechtsfragen eingereicht und betreffen meist Eheverordnungen, letztwillige Verfügungen, Schuldverschreibungen, Veräusserungen und Verpfändungen von Grundstücken und Gerechtigkeiten, Belehnungen, Gildewesen und dergleichen.

Die Urkunden haben aber keineswegs bloss juristische Bedeutung, sondern ebensoviel Bedeutung für die allgemeine Kulturgeschichte der Provinz Brandenburg.

Ausserdem gewähren sie einen neuen Einblick in die landwirthschaftlichen Verhältnisse der märkischen Ritter- und Bauerngüter, in die märkischen Preis- und Münzverhältnisse, wie in die Entwicklung der Sprache.

So würden sich den obenerwähnten zwei Bänden Text noch etwa 2 bis 3 starke Bände anschliessen. Die dafür zu fertigenden Abschriften sind zum grossen Teil beendet und soll die Drucklegung bald beginnen, ihre Vollendung wird sich auf 2 bis 3 Jahre hinziehen. Die Kosten eines Bogens belaufen sich für Satz, Druck und Papier bei einer Auflage von 500 Exemplaren auf 64,50 Mk. und bei einer solchen von 1000 Exemplaren auf 76,50 Mk.

Für ein dreibändiges Urkundenbuch wird jährlich — auf drei Jahre verteilt —, ein Zuschuss von dreimal 3000 Mk. erforderlich werden.

6000 Mark hierzu haben die Stände, in deren gastlichem Heim wir heut tagen, bewilligt, den Rest mit 3000 Mk. die städtischen Behörden von Berlin.

Gerade für verschiedene Spezialgebiete der brandenburgischen Heimatkunde wird das in den besten Händen ruhende Werk uns darbieten. Wir sehen demselben mit Teilnahme und Spannung entgegen.

7. Das neueste Heft der Niederlausitzer Mitteilungen Bd. VI Heft 6 enthält neben einer von mir verfassten kurzen Beschreibung des Grabes von Goethes Freundin, Corona Schröter zu Ilmetau, einer Gubenerin, der hoffentlich endlich in ihrer begüterten Vaterstadt ein Denkzeichen errichtet werden wird, zwei interessante Mitteilungen über

eine aus Finsterwalde stammende, für das Vereinsmuseum in Kottbus angekaufte Kirchenglocke mit wendischer Inschrift und einen Vortrag von Direktor Dr. Franz Weineck: Die Spuren der Verehrung Donars im Brauch und Glauben der Lausitz. — Auch sonst enthält das Heft, wie Sie sich überzeugen wollen, manches Heimatgeschichtliche der Niederlausitz.

8. Naturkundliches (unter Nr. 8–11.) Vgl. auch Nr. 11. Ich lege drei von unserem Mitglied Herrn Rönnebeck bei dem Ausfluge des Märkischen Museums am 23. September 1900 aufgenommene Photographieen aus der Gegend des Gamengrundes und Blumenthal-Waldes vor, der uns in 2 Sitzungen beschäftigt hat und durch die ihm drohende teilweise Abholzung zur Zeit u. a. auch die Bildung einer von dem Botanischen Verein für die Mark Brandenburg ausgehenden Vereinigung hervorgerufen hat, welche die Aufzeichnung, Klassierung und Beschützung denkwürdiger Gewächse, insbesondere Bäume, in unserer Provinz abzweckt.\*) Das eine Bild stellt den Gamensee, das andere den mit vorgeschichtlichen Näpfchen ausgestatteten Teufelstein im Blumenthal, das dritte das Denkmal für den ermordeten Förster Lisser dar.

9. Desgleichen gebe ich vier von Herrn Maurer in Gesellschaft mehrerer unserer Mitglieder am 6. Januar 1901 bei strenger Kälte aufgenommene Photographieen des grossen Riesenblocks herum, der bei den Rieselarbeiten auf dem städtischen, zu unserm Vorort Französisch-Buchholz gehörigen Gelände blossgelegt worden und über welche bereits in der Dezember-Sitzung seitens der Herren Monke und Maurer berichtet ist. Gelegentlich der ersten Exkursion des Märkischen Museums nach dem Riesengeschleibe hat Herr Rektor Monke folgende Bemerkungen über das letztere niedergeschrieben:

Lage unter der Humusschicht ca. 0,05 m.

Tiefe des Grundwasserstandes 1,80 m.

Maase: Länge 5,65 m,

Breite 4,70 m,

Dicke  $\left\{ \begin{array}{l} \text{bei a)} \\ \text{„ b)} \\ \text{„ c)} \end{array} \right. \begin{array}{l} 1,50 \text{ m,} \\ 1,50 \text{ m,} \\ 1,00 \text{ m.} \end{array}$

Umfang an der oberen Kante 17,61 m.

Kubischer Inhalt:  $5,65 \times 4,70 \times 1,5 = 39,8325 \text{ cbm}$ , wobei vorausgesetzt wird, dass der Stein nach der Mitte zu an Dicke zunimmt, so dass die durchschnittliche Dicke ca. 1,5 m beträgt.

\*) Auch hier sei auf die diesseitigen verwandten Bestrebungen verwiesen, welche in der Brandenburgia erst kürzlich wiederholt ausführlich besprochen worden sind. Die erste Sitzung jener Vereinigung von Waldfreunden fand im Botanischen Museum am 23. d. M. statt.

Gewicht:  $39,83 \times 2650$  kg (spez. Gewicht auf 2,65 angenommen) = 105 549,5 kg = rund 2111 Centner.

Material: anscheinend grobkörniger Granit mit viel Glimmer.

Eigentümlichkeit: Oberfläche unregelmässig, nicht glatt, rauh, wie die Bauchfläche eines abgesprengten Stückes zeigt.

Seitenflächen weniger rauh gestaltet.

Näpfchen oder sonstige künstliche Zeichen wurden nicht gefunden.

Schliffe waren nicht deutlich zu bemerken; an der Oberfläche bestimmt keine.

Risse gehen durch die ganze Masse; doch liegen sie in der Struktur und sind wohl nicht später entstanden.

Organische Reste in der Nähe nicht beobachtet. Die von der Kanal-Verwaltung eingesendete krümelige schwarze Masse halte ich nicht für Kohle, sondern für Verwitterungsprodukte der Steinmasse, Glimmer. (Obgleich der Kohle ähnlich im Aussehen.) Also keine Aschen- und keine Getreidereste.

Andere Verwitterungsprodukte: thonig-kalkige Masse. Probe anbei.

Auch etwas Eisenverbindungen.

Der Stein liegt im gewachsenen Boden.

Topfreste und andere Kunst- oder Hand-Erzeugnisse nicht gefunden.

Die Gegend ringsum ist, wie zahlreiche Steinhäufen in der Nähe zeigen, sehr steinreich. Die Geschiebesteine sollen ca. 1,5 m tief liegen und so massig im Boden stecken, dass man die Sache ausbeuten könnte.

Der Stein dürfte bis zum Grundwasser hinunterreichen; da zur Zeit in unmittelbarer Nähe ein Rieselgraben vorübergeht, sickerte das Wasser schon bei ca. 1,00 m hervor.

Da das Grundwasser früher vermutlich höher stand als heute, scheint das Vorkommen von Knochen, Urnen, Bronzen unwahrscheinlich zu sein. Unter den Rändern wurde nichts gefunden.

Es ist nicht anzunehmen, dass der Stein als vorgeschichtlicher Herdstein gedient hat.

Der Stein ist sonst wohlerhalten, und es wäre durchaus wünschenswert, dass er als höchst seltenes geologisches Vorkommnis erhalten bliebe; jedenfalls ist er einer der grössten Findlinge der Mark Brandenburg. Transport ist wahrscheinlich ausgeschlossen der Schwere wegen. Aber vielleicht könnte der Stein gehoben werden, so dass er vollkommen gesehen werden könnte.

Ich benutze die Gelegenheit, den städtischen Beamten, welchen wir die erste Kunde über dies interessante geologische Vorkommen eines der riesigsten Irrblöcke in Berlins Umgegend verdanken, dem Herrn Esser und dem Direktor der Kanalisationswerke Herrn Adams den verbindlichsten Dank für ihre Bemühungen auszusprechen. Der Riesenblock liegt im Rieselfeld Nr. 125 nahe (westlich) der Landstrasse von Französisch-Buchholz nach Kolonie Buch gerade in der Nordostecke des abgetheilten Rieselveierecks.

10. Dr. F. Höck, Oberlehrer in Luckenwalde: Pflanzen der Kunstbestände Norddeutschlands als Zeugen für die Verkehrsgeschichte unserer Heimat. (Forsch. zur deutschen Landes- und Volkskunde) Bd. XIII, Heft 2, Stuttgart 1900.

Eine höchst dankenswerte pflanzengeographische Untersuchung lege ich hiermit vor, welche, wie schon der Titel zeigt, in unsere Heimatkunde wesentlich hineingreift, wie denn auch auf die Provinz Brandenburg seitens des Verfassers vielfältig gerücksichtigt wird. Durch ähnliche Arbeiten, insbesondere Untersuchungen über die Waldflora Norddeutschlands (a. a. O. Bd. VII, 4 u. IX 4) bereits vorteilhaft bekannt, beschäftigt derselbe sich mit den heutigen und früheren Anbaupflanzen, den Unkräutern des Ackers und Gartens, den Schutt- und Stätteplatz-Pflanzen und teilt die Einwanderung dieser aus allen Weltteilen stammenden Eindringlinge in solche ein, die schon von 1850 bezw. seither beobachtet worden sind.

11. Die unter No. 8 angeregte Angelegenheit betreffend die Ausdehnung des amtlichen Schutzes der Denkmäler auf Gegenstände der Natur wird auf Wunsch des Vorsitzenden nochmals besprochen.

Herr Direktor Dr. Müllenhoff macht auf die von dem jetzt von Königsberg i. O. nach Berlin versetzten Landesgeologen Dr. Jentzsch verfasste kürzlich erschienene Arbeit aufmerksam, welche in einer umfassenden illustrierten Publikation die des Schutzes bedürftigen Bäume, Baumgruppen und grossen Geschiebeblöcke der Provinz Ostpreussen umfasst. Der Vorsitzende bemerkt, dass ihm Herr Dr. Schwalbe, Direktor des Friedrich-Werderschen-Realgymnasiums, dies Werk inhaltlich gerühmt und den Wunsch geäussert habe, es möge etwas Aehnliches auch für die Provinz Brandenburg geschaffen werden, nötigenfalls durch Anregung seitens der Direktion des Märkischen Provinzial-Museums und mit Unterstützung der Stadt Berlin, als einer der grössten Grundbesitzerinnen innerhalb der Provinz Brandenburg.

Herr Professor Dr. Paul Ascherson macht eine Mitteilung über die Ergebnisse der vom Vorsitzenden (unter VIII) bereits erwähnten Konferenz vom 23. d. Mts. im Kgl. Botanischen Institut. Die Meinungen über die Publikationsform seien noch geteilt, manche der Anwesenden hätten ein grosses Illustrationswerk im Sinne, andere dächten an ein mittleres Werk wie das des Dr. Jentzsch, oder wie das noch kleinere des Dr. Conwentz.

Der Vorsitzende warnt davor, zunächst ein grosses teures Illustrationswerk anzustreben. Selbst wenn es zustande käme, würde es seiner Beschaffenheit wegen den wenigsten zugänglich sein.

Man müsse vor allen Dingen ein billiges, handliches und dabei zuverlässiges, lediglich forstbotanisches Buch veröffentlichen, in der Weise, wie es für die Provinz Westpreussen durch Herrn Direktor

Dr. Conwentz - Danzig geschehen. Ein solches Buch könne jeder Naturkundige und Naturfreund bei seinen Streifzügen bequem in der Tasche bei sich führen. Gegen ein später herauszugebendes, opulent auszustattendes, von den Behörden dotiertes Bilderwerk sei im übrigen selbstverständlich nichts einzuwenden. Dasselbe käme aber erst in zweiter Linie in Frage. Ebenso müsse ein geologisches Merk- büchlein, aber gesondert für sich für die Provinz Brandenburg geschrieben werden, welches sich — wie die geologischen Verhältnisse liegen — hauptsächlich die Inventarisierung beziehungsweise den Schutz der grossen Geschiebeblöcke zum Ziele setze. Hierbei werde das Gebiet des heut anwesenden Herrn Konservators der Denkmäler der Provinz Brandenburg, Geheimrat Bluth, berührt, der diese Bestrebungen sicherlich gern unterstützen wird. (Der genannte Herr giebt ein Zeichen der Zustimmung.)

Der Vorsitzende empfiehlt hiernach die Herstellung eines forst- botanischen Merk- und Schutzbüchleins nach dem Muster des westpreussischen Conwentzschen für die Provinz Branden- burg und daneben eines ähnlichen Buchs betreffend die zu inventari- sierenden, klassierenden und schützenden geologischen Objekte unserer Provinz.

Die sonst anwesenden Sachverständigen, als Geheimrat Bluth, Professor Dr. Paul Ascherson, Direktor Otto Reinhardt, Dr. Karl Bolle, Dr. Eduard Zache, Dr. Gustav Albrécht, Rektor Monke, Revisor Maurer und so weiter, sowie die übrigen Mitglieder der Brandenburgia, in- gleichen deren anwesende sachverständige Gäste erklären sich über- einstimmend hiermit einverstanden.

Die Vertretung des Märkischen Museums verspricht nach den beiden angedeuteten Richtungen hin ebenfalls ihre Kräfte in den Dienst des Schutzes der Natur-Denkmale der Provinz Brandenburg zu stellen.

12. Seitens der vom 18. Jahrhundert her durch ihren eigentümlichen Bilderverlag weltberühmten Firma Gustav Kühn in Neu-Ruppin ist dem Märkischen Provinzial-Museum eine reiche Folge bunter Bilder- bogen aus den letzten Jahren geschenkt worden.

Diese Bilder wurden vorgelegt und verwies der Vorsitzende hierbei auf den interessanten Vortrag, welchen Herr Geheimrat W. Schwartz am 23. Oktober 1895 (Brandenburgia IV. 220) über die volkstümliche Thätigkeit der Firma hielt. Leider hat der Tod unsern verewigten Freund Wilhelm Schwartz verhindert, den Vortrag in erweiterter Form im „Archiv“ erscheinen zu lassen (siehe S. 220 u. a. O.). Was heut vorgelegt wird unter den uns von der Kindheit her geläufigen Devise „gedruckt in Neu-Ruppin bei Gustav Kühn“ bezieht sich auf die letzten zeitgenössischen Ereignisse und allerhand Vorgänge aus dem Volksleben. Die Bilder verraten noch immer, oder richtiger immer wieder, den

derben patriotisch-volkstümlichen, gelegentlich humoristisch angehauchten Ton, wie in der besten Zeit. Der Buren-Krieg, bei dem der Künstler sich selbstverständlich auf Seiten des seine Unabhängigkeit so hartnäckig verteidigenden kleinen Heldenvolkes stellt, und die China-Wirren mit den mannhaften Thaten unserer Seeleute und Soldaten geben natürlich den Hauptstoff ab. Man hat der Firma öfter geraten, gewissermaßen von dem Standpunkt aus des bekannten Buchs „Rembrandt als Erzieher“, die Bilder weniger grell und mehr künstlerisch zu gestalten. Die Firma hat das auch versucht — Sie werden sich dieser „épreuves d'artiste“ vom Jahr 1895 her noch erinnern; es sind diese Versuche aber völlig fehlgeschlagen. Das Volk hat diese vielleicht dem modernsten, kritisch-ästhetischem Übermenschen mehr zusagende Ausstattung einfach abgelehnt und seine alten derben, farbenfreudigen Ruppiner Bilderbogen wieder verlangt. Die Zeichnung hat sich aber bedeutend gegen früher „berichtigt“. Nicht zu unterschätzen sind die kurzen, teils gereimten, teils in ungebundener Rede abgefassten Begleitworte der Bilder, die sich dem Gedächtnis gewissermaßen formelhaft fest einprägen. Vom Standpunkt der Volkskunde können wir nur wünschen, dass die Gustav Kühnschen sowie die verwandten Unternehmungen noch recht lange freudig gedeihen mögen.

13. Unser Mitglied Herr Karl Wilke hat folgende Mitteilung über die wirtschaftliche Lage der Stadt Eberswalde eingesendet, die von speziellem heimatkundlichen Interesse ist. Gewöhnlich schiebt man einzig und allein dem 30jährigen Kriege den Verfall der Stadt Eberswalde und auch anderer Orte in die Schuhe, aber mehr denn 100 Jahre vor seinem Beginn hatte der Niedergang schon begonnen und aus wesentlich anderen Ursachen als Kriegsdrangsalen.

Der städtische Grundbesitz hatte zu jener Zeit einen besonders schweren Stand. Angesichts seiner Besteuerung kann man wahrhaftig nicht von einer „guten alten“ Zeit sprechen. Das Schuldenmachen auf Immobilien hatte überhand genommen, dazu kam, dass durch die Aufindung neuer Weltteile und ihres Reichtums an Edelmetallen eine allgemeine Geldentwertung herbeigeführt wurde, so dass eine nicht zu beschreibende Unordnung einriss. Anstatt diesem Übel durch Aufstellung amtlicher Hypothekenbücher entgegenzutreten, erliess die damalige Landesregierung eine umfassende, aber höchst einseitige Polizeiverordnung, um die misslichen Zustände zu beseitigen. Im Jahre 1515 verordnete Kurfürst Joachim I. von Brandenburg für die neue Stadt Eberswalde, sowie andere Städte, dass jede Schuldverschreibung auf Haus- und städtischen Grundbesitz ungiltig und bei Betretungsfällen gleich Wucher hart zu ahnden sei. (Mylus, märk. Ediktensammlg., Bd. 6. 1.) Diese kategorische Massregel, welche den leidigen Geldmangel der bedrängten Bürgerschaft eher vergrössern als beheben musste, ist der Stadt Ebers-

walde, wie wir an Zahlen sehen werden, verhängnisvoll genug geworden. Nicht nur die Werte für Grundbesitz in der Stadt mussten hierdurch gedrückt werden, sondern auch seinen bedauerndswerten Eignern war es nunmehr bei eintretender Notlage, bei Brand oder Umbau besonders erschwert, sich Hilfsquellen aus diesem Besitz zu eröffnen. Eine weitere Folge musste sein, dass man für den so entwerteten Besitz keine besonderen Aufwendungen mehr machte, sondern ihn nur notdürftig erhielt, bis er dem Zahn der Zeit völlig anheim fiel. Während in allen anderen Teilen Deutschlands das Baugewerbe zu einer unerreichten Blüte sich aufschwang, konnte uns die nicht etwa arme Mark in ihren Städten keine Kunstdenkmäler privater Bauthätigkeit aus der Renaissance überliefern. Die in der Mark aus Holz und Lehm notdürftig hergestellten Baulichkeiten jener Epoche waren von so geringer Widerstandsfähigkeit und den damals häufigen grossen Stadtbränden förmlich prädestiniert, dass nicht erst die Schwedenzeit zu kommen brauchte, diese Baracken spurlos von der Bildfläche fortzufegen. Grundstücks-Subhastationen und die damit Hand in Hand gehende Abnahme der Einwohnerzahl waren unausbleiblich, bis nach langer Zeit das Grundübel entdeckt und die verderbliche Polizei-Verordnung wieder aufgehoben wurde.

Aber auch in das städtische Mietsrecht griff sie schädigend ein, denn der Mieter, kurzweg Inlieger genannt, wurde hiernach einer besonders kräftigen Besteuerung unterworfen. So hatte derselbe für seine Stadtwohnung gewissermassen als Mietssteuer ein Schutzgeld zu entrichten, welches pro Jahr und Kopf der Familien-Angehörigen je 12 Groschen (nach heutigem Geldstand etwas über 6 Mk.) betrug. Erst die Kämmerei-Quittung über den bezahlten Betrag gestattete dem Hausbesitzer die Vermietung des Quartiers an den Interessenten. Kinderreichen Familien war somit der Wohnsitz in einer Stadt verschlossen und was uns heute im Märchen von Hänsel und Gretel als besondere Härte der Eltern erscheint, nämlich die Kindesaussetzung, sie war gang und gäbe und hierdurch begreiflich.

Aber selbst den eingesessenen Bürgern erging es nicht viel besser, sie hatten, durch Steuerlast hart bedrückt, schwer zu ringen. Trockene Zahlen werden am besten illustrieren, dass schon vor dem 30jährigen Kriege der Rückgang zu verzeichnen war. Die Stadt Eberswalde hatte

im Jahre 1490 248 besetzte Bürgerstellen,

„	„	1520	228	„	„
„	„	1600	160	„	„
„	„	1635	30	„	„
„	„	1637	20	„	„
„	„	1650	60	„	„
„	„	1682	66	„	„

Anno 1612, also vor Ausbruch des grossen deutschen Religions-

krieges, hatte der Magistrat von Eberswalde bereits 70 wüste, ihm angeheimgefallene Bürgerstellen um jeden Preis losgeschlagen, um die landesherrlichen Schossabgaben bezahlen zu können. In einer Kämmererei-Rechnung des Jahres 1620, als feindliche Kriegsvölker hierher den Fuss noch nicht gesetzt hatten, sind allein 3 Thaler für 195 Krammen verausgabt, womit weitere Häuser der Steuer-Restanten, denen bereits Mobiliar, Inventar, sogar die Dachbedeckung ansgepfändet war, zugeschlagen und einer Benutzung bis zum Verkauf entzogen wurden. So fand der 30jährige Krieg bereits die neue Stadt Eberswalde vor; an anderen Orten, wo weniger Verkehr herrschte, sah es noch trostloser aus. Vergl. hierzu den Preuss. Stadt- und Landboten, Eberswalde 13. Januar 1901.

14. Herr Dr. Otto Pniower: Wiederholt sind Ihnen schon hier die Agenden vorgelegt worden, die die Firma Rudolph Hertzog alljährlich herauszugeben pflegt. Sie wurden Ihnen vorgelegt, weil sie Darstellungen lokalgeschichtlichen Charakters enthielten. Nun giebt aber auch die bewährte, seit dem Jahre 1815 existierende Firma N. Israel seit einiger Zeit alljährlich ein Album heraus, das nicht minder lokalgeschichtlichen Charakter besitzt und darum hier wohl auch Erwähnung verdient.

Das erste zum Jahr 1899 herausgegebene schildert in dem allgemeinen Teil die im Herbst 1898 unternommene Reise unseres Kaisers nach Palästina in Originalzeichnungen von Ismael Gentz. Text ist ihm nicht beigegeben. — Das zweite zum Jahr 1900 giebt aus der Feder des Korvetten-Kapitäns Grafen Bernstorff eine Darstellung des Aufenthaltes des Prinzen Heinrich in Ostasien. Sie ist von einer Reihe von Karten und Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und nach Originalzeichnungen vom Marinemaler Willy Stower, Ewald Thiel u. a. unterstützt. — Im neuesten Album schildert der Direktor des Deutschen Kolonial-Museums, G. Meinecke, die deutschen Kolonien. Auch dieser Darstellung ist eine Fülle von Abbildungen, grösstenteils nach photographischen Aufnahmen, aber auch nach Originalzeichnungen, beigegeben.

Was uns aber hauptsächlich an diesen Albums interessiert und weshalb ich sie Ihnen vorlege, ist die dem ersten beigegebene Geschichte der Firma mit den Abbildungen der Häuser, in denen sich das Geschäft in früheren Zeiten befand. Eröffnet wurde es in dem Hause Molkenmarkt 2, das heute noch in demselben Zustande erhalten ist, in dem es damals war und das augenblicklich einige Abteilungen des Amtsgerichts I beherbergt. Es ist offenbar im 17. Jahrhundert erbaut. 1654 besass es ein Licentiat Behme. Später fiel es der Kommune zu, die die Hintergebäude zur Erweiterung der Stadtvoigtei-Gefängnisse benutzte. Erst im Jahre 1844 wurde das Geschäft nach seiner so zu sagen historischen

Stätte, Spandauerstrasse 28, verlegt. Sie finden das Haus abgebildet, wie es in jenem Jahr aussah. Es ist ein bescheidenes, kleines, zierliches Gebäude. Im 18. Jahrhundert (von 1747—1753) bewohnte es der Landgerichtsrat und Kammerherr Leopold v. Görne. Es giebt aber von ihm eine sehr viel ältere Abbildung, die es im grossen und ganzen schon so zeigt, wie wir es im Jahre 1844 wiederfinden. Ich meine die Abbildung, die Johann Stridbeck in seinem 1690 angelegten Skizzenbuch, von dem Wilhelm Erman 1881 eine Reproduktion hat erscheinen lassen, in dem 13. Bild die „Spantauische Strass in Berlin“ von ihm giebt. Bis auf den unten ausgebrochenen Laden ist die Front des Gebäudes dieselbe. 1690 war die „Spantauische Strass“ offenbar eine vornehme Gegend. Wir finden auf der Stridbeckschen Darstellung, die im wesentlichen die Häuser 25—30 umfasst, stattliche Gebäude, eins mit schönen Giebeln geschmückt, eins mit einer reich gegliederten, mit Säulen ausgestatteten Façade. Was später an die Stelle dieser Bauten trat, ist jetzt alles im Besitz der Firma Israel, deren Geschäftshaus sich, wenn es fertig geworden ist, bis zur und in die Probststrasse hinein ausdehnen wird. Der grösste Teil der Fläche, die jene Häuser einnehmen, ist schon mit dem neuen Geschäftshaus bedeckt. Das eine dieser Gebäude, Nr. 29, wurde von dem Minister Paul v. Fuchs, einem der bedeutendsten Staatsmänner des Grossen Kurfürsten und Friedrichs I. erbaut. Bis auf einige Änderungen im Erdgeschoss, namentlich die Beseitigung der Freitreppe, hatte es sich bis in die Mitte der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts erhalten. Dann wurde es niedergerissen, um einem provisorischen Erweiterungsbau der Firma N. Israel Platz zu machen. Dieses interimistische, dem alten keineswegs ebenbürtige Haus, wurde kürzlich wieder abgebrochen und an seiner Stelle die Fortsetzung des neuen Kaufhauses aufgeführt. Das bei Stridbeck malerische, giebelschmückte Haus Nr. 30 enthielt schon im 16. Jahrhundert einen Gasthof „Zum Hirsch“ genannt, „in welchem die vornehmsten Passagiers abzutreten pflegten“, wie Küster (Altes und Neues Berlin 3, 61) sagt. Noch 1704 befand sich ein Wirtshaus darin. Von den alten, dem Neubau zum Opfer gefallenen Häusern, ist noch das Königs-, Ecke Spandauerstrasse gelegene, die Nummer 25 führende, erwähnenswert, indem es im 16. und 17. Jahrhundert den Hofpredigern zur Wohnung diente.

15. Herr Mielke spricht über „die Grundlagen der Erhaltung und Wiederherstellung deutscher Burgen“ von Bodo Ehardt. Berlin 1901. Verlag von Wilh. Ernst u. Korn.

Die jüngst gegründete Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits eine grosse Thätigkeit entfaltet. Nicht allein, dass sie durch eine eigene Zeitschrift „den Burgwart“ sich bemüht, dem weiteren Zerstoren alter Bauwerke Einhalt zu thun; sie hat auch durch Anlehnung an die bestehende

Denkmalpflege bestimmte Forderungen betreffs Erhaltung bzw. Wiederherstellung zerfallender Burgen geltend gemacht. Diesem Streben ist ein Vortrag entwachsen, den der Architekt Bodo Ebhardt auf dem Denkmalstage in Dresden gehalten hat und den ich an dieser Stelle im Abdruck vorlegen kann. Als Grundlagen zur Erhaltung setzt der Verfasser eine eingehende Kenntnis der technischen Behandlung und der litterarischen Quellen voraus. Als solche Quellen erkennt er die vorhandenen Reste, die geschichtlichen Überlieferungen, etwaige ältere Abbildungen und die sich mit der Burgenkunde beschäftigende Litteratur an. Als Architekt betont er besonders die Kenntnis der bautechnischen Pläne, die — falls solche vorhanden sind — erst das Verständnis der Trümmerwelt ermöglichen. Wenn auch zur Zeit wohl mancher Kunsthistoriker alter Schule nicht von dieser kritisch auflösenden Thätigkeit des Architekten erbaut sein wird, der gerade die letzte der oben angeführten Quellen mit berechtigtem Misstrauen betrachtet, so hat Bodo Ebhardt doch das Verdienst, zu den Fragen der Erhaltung bzw. Erneuerung der Burgen frische Anregungen gegeben zu haben. Durch die Folgerungen, die sich an die beabsichtigte Wiedererrichtung der Hohkönigsburg geknüpft haben, die in die Hand Ebhardts gelegt ist, wird die Frage der Burgenpflege aus dem engen Zirkel des Historikers in die Beurteilungsweite der Allgemeinheit gerückt, was wieder manchem alten Bauwerke zugute kommen wird. Die Grundsätze Ebhardts, die aus einem langjährigen Studium alter Burgen hervorgegangen sind, verdienen von allen zur Kenntnis genommen zu werden, die der Denkmalpflege und Heimatkunst ihr Interesse zugewandt haben, also von unserer Gesellschaft in erster Reihe.

R. M.

16. Herr Professor Dr. Friedrich Krüner: „Zur Erinnerung an den 18. Januar 1701“. (Im Auszuge.) Eines der bewundertsten Kunstwerke des Berliner Doms — des alten, wie demnächst des neuen — ist der Prachtsarkophag des ersten preussischen Königs, dessen Gedächtnis wir heute an dem 200jährigen Krönungsjubiläum feiern. In seiner Ausschmückung ist das Werk vielleicht das letzte grössere Andreas Schlüters; es führt uns in seiner Fülle kriegerischer Ruhmeszeichen hinein in den düsteren Waffenglanz der vorletzten Jahrhundertwende. Dieser Eindruck wird noch gewaltiger, wenn wir wenige Schritte vom Dome am andern Ufer in der Ruhmeshalle verweilen vor dem farbenprächtigen Gemälde der Turiner Schlacht mit dem alten Dessauer, den Fahnen und Beutestücken brandenburgischer Truppen von den italienischen und wallonischen Schlachtfeldern. In der That hat jener erste preussische König 21 Jahre lang Krieg geführt, nur drei Friedensjahre sind ihm beschieden gewesen. Und doch wird durch diesen Herrscher niemand zuerst an die mit Blut und Eisen geschriebenen Seiten des Hohenzollernstaates erinnert werden; sein Name ist lebendig vielmehr durch die

Begründung des preussischen Königtums. Auch er selbst, obwohl er fast ununterbrochen seine Heere auf dem Schlachtfelde wusste, hat offenbar nicht anders empfunden. Die Erwerbung des preussischen Krönungstitels ist der Inhalt einer Reihenfolge kunstvoller Bildteppiche, hervorgegangen aus der von Friedrich selbst ins Leben gerufenen Gobelinweberei. Genau so tritt in den Kupferstichserien, welche dem Leben des ersten Herrschers gewidmet sind, alles übrige hinter der Königskrönung zurück.

Vielfach sind Sie, hochverehrte Damen und Herren, in den eben verflissenen Jubiläumstagen an jenes denkwürdige Ereignis, das uns mehr als eine blosse Rangerhöhung bedeutet, durch Wort und Bild erinnert worden. Um so mehr darf es daher heute vergönnt sein, zu verweilen bei den grossen Schöpfungen jener ersten Königstage auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete, bei den geist- und kraftvollen Männern, deren Name dauernd verknüpft ist mit dem königlichen Preussen in seinen ersten Anfängen und deren Werke wir zum Teil noch heute mit Ehrfurcht betrachten. Was könnte uns auch am heutigen Tage näher liegen, als die Erinnerung an jenen glänzenden fridericianischen Hof, an welchem kein Werk der Wissenschaft und der Kunst ins Leben trat ohne die persönliche Mitwirkung und den Anteil Friedrichs und der Sophie Charlotte.

Einen bleibenden Wert gewann an erster Stelle der persönliche Anteil des Königs an der Entwicklung der drei preussischen Landes-Hochschulen. Als die älteste derselben, einst die Hochburg der Scholastik im Kampfe gegen den aufgehenden Humanismus, die Vorläuferin Berlins, Frankfurt a. O., die Feier ihres 200jährigen Bestehens festlich beging, kam als ihr erster Gratulant mit reichlicher Spende ihr allergnädigster König. Keiner anderen noch so erlauchten Körperschaft gestattete ebenderselbe in Königsberg den Vortritt, als den Lehrern der dortigen Albertina, welche mit ihren schwarzen, violetten, scharlachroten und braunen Kostümen den Krönungszug in malerischer Weise eröffneten. Nicht mehr wollte Friedrich die studierende Jugend seiner sächsischen Landesteile nach Leipzig, Wittenberg und Jena ziehen lassen: einen neuen Musensitz schuf er ihnen da, wo bald ein Thomasius, ein August Hermann Francke Hunderte begeisterter Zuhörer um sich sammelten: in Halle a. S.

Noch in frischer Erinnerung leben uns die Jubelfeiern der preussischen Akademien: vor vier Jahren derjenigen der Künste, ganz vor kurzem der der Wissenschaften. Die Studienreisen der Berliner Maler und Bildner, welche der König nach Italien entsandte und welche von dort die Gipsabgüsse der damals am höchsten bewunderten Antiken, des Laokoon, des Reiterbildes von Marc Aurel, der knidischen Venus, in die vaterländischen Kunststätten heimbrachten, haben auf lange hin

die Richtung des Berliner Kunstlebens bestimmt. Die glänzende Entwicklung der Akademie der Wissenschaften, damals aus bescheidenen Anfängen erwachsend, fast nur von Leibniz Geiste erfüllt, der Kalender-Reform und -herausgabe vor allem zugewandt, hat der königliche Gründer nur ahnend geschaut.

Die Vertreter der einzelnen Künste selbst finden wir sämtlich in engster Beziehung zum Hofe: in der Architektur Nehring und Eosander, unter den Bildhauern allen voran Andreas Schlüter, im Kupferstich den Holländer Peter Schenk und den Augsburger Johann Georg Wolfgang, durch seine voraufgehende Gefangenschaft in algerischer Haft eine den Berlinern auch sonst interessante Persönlichkeit, den Illustrator der Preussischen Krönungsgeschichte; die Maler Josef Werner aus Bern, den ersten Präsidenten der Akademie der Künste, und den durch den Freiherrn von Knyphausen aus Venedig nach Berlin gebrachten Franzosen Antoine Pesne. Die Musik fand eine bis dahin am brandenburgischen Hofe nie gekannte Pflege durch die Königin selbst; bei längerem Aufenthalte in Paris mit der klassischen Musik der Franzosen vertraut geworden, ging sie ganz auf in dem Eifer für musikalische Aufführungen, vor allen in ihrer Lietzenburger Residenz, wo sie persönlich vom Klavier aus Konzerte dirigierte, unterstützt von dem aus Bologna an den Königshof berufenen Attilio Ariosti, den der Volksmund zum Mönch gemacht hat. Auf ihre Veranlassung trat der damals 12jährige Händel zuerst an einem ihrer musikalischen Abende auf. Nicht minder fand das Theater an Sophie Charlotte eine eifrige und unermüdliche Gönnerin. Die rohen Spässe der auch in Berlin auftretenden wandernden Truppen de Scios und seiner Genossen verletzten empfindlich das feine Gefühl der durch die Hannoversche Musterbühne verwöhnten jungen Fürstin. Umso lieber erwirkte sie dem feingebildeten Magister Veltheim ein umfassendes Privileg, schützte ihn gegen die Anfeindungen des zelotischen Kantors von St. Nicolai und setzte auch ihren Einfluss dafür ein, dass einem hervorragenden Mitgliede des Theaters, dem Wiener Jacob Scheller, entgegen dem bisherigen Brauche bei seinem Tode ein ehrliches Begräbnis zu teil wurde. Je üppiger so ringsum die übrigen Künste aufblühten, um so kümmerlicher gedieh die Poesie, mühsam gepflegt von Hofdichtern wie Canitz, Besser u. a., von denen der letztere jedoch als Verfasser der offiziellen preussischen Krönungsgeschichte auf anderem Gebiete sich rühmlich hervorthat.

In diesem glänzenden Zeitalter, in diesem — im besten Sinne — aufgeklärten Kreise war kein Raum mehr für das kleinliche Konfessionsgezänk zwischen Calvinisten und Lutheranern. An demselben Hofe, von dem einst ein Menschenalter früher Paul Gerhard der Glaubensstreitigkeiten wegen hatte weichen müssen, entwarf man jetzt unter der begeisterten Unterstützung der ersten Männer wie Leibniz und Thomasius

umfassende Pläne zu einer Union nicht nur mit den Lutheranern, sondern sogar mit den Katholiken. Schon konnte es den Anschein haben, als ob der u. a. auch durch eifriges Bemühen zweier vornehmer Jesuiten vom Kaiser anerkannten Königskrone der höchste Ruhm beschieden sein sollte, für ganz Deutschland ein einziges einigendes Glaubensbekenntnis getroffen zu haben: da führte die Enttäuschung jener beiden Ordensgeistlichen zu einer vorläufig andauernden Verstimmung mit Rom und damit zum Scheitern aller unionistischen Pläne. Der jüngst veröffentlichte Briefwechsel des preussischen Oberhofpredigers Jablonsky mit Leibniz lässt uns den Eifer der damals ersten Geister für jenes erträumte Ziel deutlich erkennen.

Alles zusammengenommen war der Erfolg jener ersten königlichen Regierung in Preussen aber so überraschend, der Glanz, der vom Hofe ausging, überstrahlte alles derartig, dass jetzt niemand mehr auf die Unglücksprophezeiung aus dem Dunkel der Lehniner Wälder achtete, welche gerade dieser Regierung besonderes Unheil verhieß. Bis zu diesem Zeitpunkte war das Ansehen dieser so oft als Fälschung enthüllten, auf ihren richtigen Wert zurückgeführten Prophetie ungebrochen; Vernunft und Wissenschaft kämpften vergebens gegen das Wunderbare und Geheimnisvolle an; denn es war damals wie zu aller Zeit: „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“.

## 17. (8. ordentliche) Versammlung des IX. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 13. Februar 1901, abends 7<sup>1/2</sup> Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Friedel.

Von demselben rühren die Mitteilungen unter Nr. 1, 2, 4—8 her.

1. Unser langjähriges Mitglied, Herr Rentier Oskar Lehnerdt in Gross-Lichterfelde ist uns durch den Tod entrissen worden.

2. Ich lege den Katalog der „Historischen Ausstellung zur Feier des Königlich Preussischen Kronjubiläums im Jahre 1901“, welche in der Königl. Akademie der Künste, Unter den Linden 38, stattgefunden hat, zur Einsichtnahme vor.

Die Ausstellung hat nur 99 Nummern umfasst, war aber für die Landesgeschichte und Heimatkunde dennoch recht ausgiebig. Die Ausstellung umfasste 1 Nr. des Grossen Kurfürsten, 12 Friedrich I., 6 Friedrich Wilhelm I., 9 Friedrich II., 5 Friedrich Wilhelm II., 5 Friedrich Wilhelm III., 5 Friedrich Wilhelm IV., 17 Kaiser Wilhelm I., 5 Kaiser